

Clara Maria Bagus  
Der Suchende

ROMAN

Diogenes

Der Roman basiert auf einem Text der Autorin,  
der erstmals 2016 unter dem Titel  
›Vom Mann, der auszog, um den Frühling zu suchen‹  
im Ullstein Verlag, Berlin, erschien  
Die vorliegende Ausgabe wurde von der Autorin  
von Grund auf neu geschrieben  
Copyright © 2026, Clara Maria Bagus  
Covermotiv: Gemälde von Jef Bourgeau,  
›Sailor's Moon‹, 2025  
Copyright © Jef Bourgeau

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2026–2028 mit einem Strukturbeitrag unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im  
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2027  
Diogenes Verlag AG Zürich  
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch  
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):  
truepages UG (haftungsbeschränkt)  
Westermühlstraße 29, 80469 München  
info@truepages.de  
150/26/44/1  
ISBN 978 3 257 07409 3

*Für meine Jungs.*

*Möge eure Neugier größer sein als eure Furcht,  
eure Lust am Erfinden größer als die Gewissheit der anderen.*

*Sucht, findet, erschafft. Verirrt euch ruhig manchmal.*

*Und vergesst bei all dem nicht:*

*Man bekommt nicht viele Tage geschenkt.*

*Nehmt diesen. Pflückt ihn.*



»Tag für Tag geschehen in der Welt Dinge, die sich nicht erklären lassen mit den Gesetzmäßigkeiten, die wir von den Dingen kennen. Tag für Tag werden sie erwähnt und wieder vergessen, und dasselbe Rätsel, das sie brachte, nimmt sie wieder mit, verwandelt ihr Geheimnis in Vergessen. So lautet das Gesetz, demnach alle nicht erklärbaren Dinge dem Vergessen anheimfallen müssen. Die sichtbare Welt nimmt im Sonnenlicht ihren Lauf. Das Fremde aber beobachtet uns aus dem Schatten heraus.«

*Fernando Pessoa, Das Buch der Unruhe*



*Allein das Unglaubliche ist glaubwürdig.*



## Vorklang

Im Internet gibt es eine Karte, auf der sich jeder Flug der Welt in Echtzeit verfolgen lässt. Tausende kleiner gelber Flieger, die sich wie Leuchtkäfer über die Kontinente bewegen. Jetzt gerade sind es 19 113, doch die Zahl ändert sich jede Sekunde. Das sind Millionen von Menschen, die in unsichtbaren Bahnen über das Firmament geschoben werden, zwischen Himmel und Erde schweben.

Wege, die sich kreuzen und doch nicht berühren, Linien, die von Stadt zu Stadt führen, als hätte jemand die Welt mit feinen Fäden vernäht.

Die Karte zeigt Routen, Abflugzeiten, Höhenmeter. Und sie zeigt noch etwas anderes: die Unruhe des Menschen, seine immerwährende Bewegung, sein ständiges Pendeln zwischen Ankunft und Aufbruch.

Jeder Mensch ein winziger, flüchtiger Punkt in der unermesslichen Weite. Jeder mit einer eigenen Geschichte. Eine Frau, die glaubt, am anderen Ende der Welt auf das Glück zu stoßen. Ein Mann, der beschlossen hat, ein neues Leben zu beginnen, weil ihm die Ideen und Mittel für das alte ausgegangen sind. Ein Kind, das beim Blick aus dem Fenster feststellt, dass Wolken nicht aus Watte sind. Ein anderes, das zum ersten Mal über den Wolken einschläft und später glauben wird, der Himmel sei begehbar.

Jede Route ein Versprechen.

Wir sind ständig auf der Suche nach etwas, das wir doch immer wieder zu verpassen scheinen, wollen dem Schicksal entkommen – oder es einfangen. Alle sind wir unterwegs, auf einer Bahn, die wie vorgezeichnet wirkt, doch nur für den Augenblick Bestand hat. Jeder Moment eine Zwischenzeit. Jeder Augenblick der Versuch, etwas zu erreichen, und die Angst, etwas hinter sich zu lassen.

Und du, der du diese Zeilen liest – wohin glaubst du, unterwegs zu sein?

Yuval schnitt den Ingwer in so dünne Scheiben, dass man beinahe hätte hindurchsehen können. Die Klinge glitt ungewöhnlich leicht durch die faserige Struktur, nur beim letzten Schnitt hakte sie kurz. An der Schale brach der Ingwer in winzige Splitter auf, trocken wie Späne.

Die Zitrone teilte er in zwei exakt gleiche Hälften. Als er sie über der Tasse auspresste, stieg ein feiner Nebel auf. Der Saft lief ihm über das Handgelenk. Dort, wo die Haut aufgerissen war – eine alte Wunde, fast verheilt –, brannte es jetzt.

Das Wasser im Topf hatte sich erhitzt. Am Boden bildeten sich winzige Blasen, gleichmäßig wie eine Perlenkette. Es zischte, als er es in die Tasse goss.

Nur zwei Dinge beherrschte er perfekt: Tee zubereiten und scheitern.

Yuval wollte sich von sich selbst befreien – von diesem vermurksten Leben. Von diesem Leben, das durchdrungen war von dem Geräusch zuschlagender Türen. Es war ein Klang, der nicht einfach verhallte, sondern wie ein Restschmerz im Gehör zurückblieb, dumpf, vibrierend, fast körperlich. Jede zugeschlagene Tür trennte einen Teil von ihm ab, Menschen, Möglichkeiten.

Es waren nicht nur Türen, die ihm andere verschlossen. Einige hatte Yuval selbst zugeschlagen, ohne zu wissen, was er damit ausschloss. Jede Entscheidung verriegelte die nicht gewählten Alternativen, bis nur noch ein schmaler Korridor blieb, den man ›das eigene Leben‹ nannte. Nun saß er fest in einer Existenz, die er so nie gewollt hatte: eine Sequenz aus Verlusten, Niederlagen und alltäglichen Zumutungen. Mit geradezu unerbittlicher Verlässlichkeit zog ein Scheitern das nächste nach sich.

Wie war es möglich, dass ein Leben so still und unmerklich in die Enge geraten und sich derart verschließen konnte? Dass man Jahre später kaum noch wiedererkannte, was man sich einst mit kindlicher Gewissheit erträumt hatte? Dass er nun hier stand, fremd in seiner eigenen Geschichte, während die Träume von damals wie überreife Früchte geplatzt und in den Ritzen der Jahre verfault waren, unsichtbar, aber mit einem beißenden Geruch.

Konnte sich ein Mensch je aus dem Geflecht der eigenen Versäumnisse befreien? Und wie, um alles in der Welt, fand man zurück in eine Wirklichkeit, die sich anfühlte wie die ersehnte?

Yuval fragte sich, wie sein Leben verlaufen wäre, wenn er den Mut gefunden hätte, den Lauf der Dinge zu ändern. Wenn er einmal, nur ein einziges Mal, den Takt des Alltags aus dem Rhythmus gebracht hätte.

Wie weit konnte ein Mensch in sein eigenes Schicksal eingreifen? Gab es überhaupt einen Wendepunkt, eine Stelle, an der der eigene, längst verlorene Faden wiedergefunden und neu eingefädelt werden konnte? Nicht irgendein fremder Faden, nicht die abgetragenen Stränge anderer Leben,

sondern jener dünne, fast unsichtbare, der einst aus seinen Händen geglitten war. Oder war längst alles verknüpft – jede Entscheidung, jede Feigheit, jedes Zögern – zu einem Gewebe, das sich nicht mehr ordnen ließ, mehr Flickwerk als Stoff, voller Risse?

Er grübelte zu viel, und jeder Gedanke führte ihn tiefer in sich selbst hinein, als folgte er einem schmalen werdenden, abwärtsführenden Pfad, der irgendwann keinen Halt mehr bot. Denn auch im Denken lag eine Grausamkeit: Je klarer Yuval sich erkannte, desto weniger konnte er sich leiden. Erkenntnis war nicht immer gut. Sie war nicht nur Licht, sondern bisweilen ein Messer, das Schicht um Schicht von der tröstenden Selbsttäuschung schnitt.

Yuval lehnte am Fensterrahmen und blickte nach draußen. Ein fahles Leuchten kroch über die Dächer, tastete sich in die Falten der Nacht hinein. Und dann, wie eine Naht, die sich löste, begann der Morgen, die Schwärze vom Himmel zu ziehen.

Doch wohin er auch sah: nichts als Blässe, von Horizont zu Horizont. Die Welt wie ausgewaschen. Eine gnadenlose Abfolge von Grautönen. Fugenlos lag die Wolkendecke über der Stadt. Nicht die kleinste Lücke für die Möglichkeit eines Sonnenstrahls. Winter – noch immer.

Ein feines Kleid aus Eis hüllte alles in lautlose Starre. Gläserner Raureif umspannte Bäume und Sträucher, an denen vereinzelt noch letzte Blätter hingen. Unter den Spitzentüchern des Schnees schlief die Erde. Kein Vogel war zu sehen. Nicht einmal die Mahonien blühten. Die Welt als Bleistiftzeichnung. Als wäre die Zeit eingefroren. Nichts als klirrende Kälte.

Die Hände um die Tasse Ingwertee gelegt, stand Yuval da und wartete. Doch er kam nicht, der Frühling. Es war, als ob er diesen Teil der Erde vergessen hatte.

Die Stille machte es schwer, den Lärm in seinem Kopf zu überhören. Die Gedanken krochen aus allen Ecken hervor. Spitz wie Nadeln, scharfkantig, wie Glassplitter im Teppich seiner Erinnerung. Sie breiteten sich aus wie die Eisblumen auf der Fensterscheibe. Er wünschte, sie ließen sich weg-wischen.

Yuval betrachtete sein Spiegelbild, das sich durchsichtig über die Winterlandschaft legte: Sein Haar, einst glänzend in der Farbe von Weizen, nun spröde und stumpf. Hier und da drängten sich graue Strähnen hinein wie ungebetene Gäste. Seine Kleidung nachlässig: ein fehlender Knopf, ein schmutziger Manschettenrand. Die Eleganz, die ihn einst umgeben hatte, war verblasst. Mattigkeit, Reue und Schmerz hatten sich in seine Züge gegraben. Etwas Dunkles hatte in ihm Wurzeln geschlagen: eine schwarze Blume, still wachsend, tief verankert in einem Grund, den er nie ganz zu durchdringen vermochte. Er hatte oft versucht, sie herauszureißen, doch jedes Mal blieb etwas zurück, das erneut austrieb und nach und nach sein Leben vergiftete. Ein Schatten, der allmählich alle Farben verschluckte. Nannte man das Verbitterung?

Welche Entscheidung war der erste Nagel im Sarg seiner Zukunft gewesen?

Yuval hatte alles verloren, was ihm je etwas bedeutet hatte. Und mit diesem Verlust war die ganze Welt aus ihm herausgeflossen – wie Wasser, das aus einem kaum sichtbaren Riss

im Glas rinnt. Seither umgab ihn eine Blase, die ihn vom Leben trennte und alles dämpfte. In ihr trieb er dahin.

Er kannte sich aus mit dem Gefühl, etwas nicht zu bekommen, was man sich sehnlich wünschte. Die immerwährende Angst, dass es ein Leben lang außer Reichweite bliebe. Der immerwährende Sog, der unter dem Traum pulsierte und nie ganz verschwand. Die Stimme des Zweifels, die ihm stets zuflüsterte, dass er es niemals schaffen würde. Die Versuchung aufzugeben, noch bevor er Zeit hatte, es herauszufinden.

Er kannte die Furcht zu beginnen. Das Leben in die Hand zu nehmen. Etwas an der eigenen Situation zu ändern. Das Zögern, dieser seltsame Zustand, der zwischen Wissen und Zweifeln lag, zwischen Tun und Unterlassen, das irgendwann auch zu einer Tür wurde, die ins Schloss fiel.

Jetzt war er hier. Das Leben war ihm nicht entglitten, vielmehr hatte es sich nach jeder Erschütterung neu zusammengesetzt, Stück für Stück, während er nicht hingesehen hatte.

Er beugte den Kopf über die Tasse. Dampf stieg in dünnen Fäden auf. Wenn sich eine Lücke öffnete, flackerte sein Gesicht in der Flüssigkeit, als blicke er durch eine beschlagene Scheibe. Die Summe seiner falschen Entscheidungen starrte ihn aus diesem matten Abglanz heraus an. Etwas in seinem Blick war erloschen – nicht dramatisch, eher wie eine Glühbirne, die über Wochen immer dunkler wurde, bis man eines Tages merkte, dass sie kaum noch leuchtete.

Yuval hob den Kopf. Blickte nach draußen in den Garten voller Schnee und Eis. Die Zweige der Bäume wie mit Tu-

sche in den blassen Himmel gezeichnet, die Stämme in Eis gefasst wie Flaschen aus grauem Glas.

Nun war er vierzig – die tastende Mitte zwischen Werden und Vergehen. Und dachte an den, der er hätte werden können. An ein anderes Ich, das in ihm hätte wachsen können.

Gab es diesen Moment in jeder Biografie? Den Moment, der das Leben in zwei Hälften teilte: in die eine, in der man die Augen geschlossen gehalten hatte, und in die andere nach dem Erwachen?

Die Mitte des Lebens war kein Ort. Sie war ein Geräusch. Der Nachhall dessen, was man nicht geworden war. Man war zu alt, um sich zu belügen, und zu jung, um sich damit abzufinden. Man harrete nicht zwischen zwei Lebensphasen, sondern zwischen zwei Wahrheiten: Die eine hatte einen hierhergebracht. Die andere ließ einen hier nicht bleiben. Man war an einem Punkt angelangt, an dem Ausreden lächerlich wurden, an dem kein Kalender, kein Vertrag, keine Pflicht mehr erklären konnte, warum man nicht das lebte, was in einem zerrte.

Warum um Himmels willen tat Yuval nichts?

Natürlich hatten ihn seine Wunden und Sehnsüchte schon seit Jahren gezwungen, über diese Fragen nachzudenken. Aber das Denken war nie zur Entscheidung geworden, sondern zu einer kreisenden Bewegung: gleichförmig, erschöpfend, ohne Fortschritt. Er fand keinen Ausweg aus dem Kreis. Und je länger er darin blieb, desto mehr erschien ihm selbst der Stillstand wie eine Form von Ordnung.

Aber vielleicht war das der Fehler: zu glauben, man

werde nur einmal. Und dass dieses Werden eine Frist habe. Konnten sich nicht mehrere Leben in einem einzigen ereignen, nacheinander, bis zuletzt?

Yuval betrachtete sein Smartphone. Es war für ihn zu einer Sucht geworden, die ihn, so begriff er allmählich, mehr und mehr in eine Form von geistiger Erosion trieb. Die permanente Erreichbarkeit mit ihren unausgesprochenen Erwartungen, die ständigen Nachrichten, die ungebetenen Statusmeldungen, die zahllosen Ablenkungen empfand er wie das Sirren eines Moskitos im Dunkeln – aufdringlich, quälend, von einer Penetranz, die innere Ruhe unmöglich machte. Ein unablässiges Pochen fremder Leben gegen seine Aufmerksamkeit. Während sich sein eigenes mehr und mehr verlor.

An Tagen wie diesen, wenn es draußen nicht einmal richtig hell werden wollte, erkannte er mit schmerzlicher Klarheit seine Heimatlosigkeit. In sich selbst. In dieser Epoche. Er gehörte nicht in diese Welt der Selbstdarstellung und virtuellen Bekenntnisse. Yuval war Fossil in einer Weltordnung, die sich täglich neu erfand. Wohin gehörte ein Mensch, der zwischen den Zeiten gefangen war? Ein Suchender inmitten von Selbstgewissen? Ein Zweifelnder in einer Welt, die er nicht verstand? Er fühlte sich wie eine Figur, die aus dem Spiel gefallen und versehentlich in ein völlig anderes, in ein falsches Spiel zurücksortiert worden war.

›Früher oder später wurden wir alle aus unserem Paradies vertrieben‹, dachte er.

Was fing er mit seinem Jetzt an? Schwieriger noch: Wie

fand man seinen Weg, wenn man nicht einmal wusste, wonach man suchte?

Mit einer Hand nahm Yuval die Brille ab, langsam, fast zögerlich, als ließe sich mit dem Gestell auch etwas von der Müdigkeit lösen, die sich um seine Augen gelegt hatte. Dann trank er den Tee aus und mit dem Tee sein Spiegelbild.

Und dann, plötzlich, draußen auf dem Fenstersims ein Vogel. Unmöglich bunt. Kobaltblau an der Kehle, ein Kadmiumgelb an Brust und Flanke, das in Purpur übergang. Die Flügel glühend grün. So ein Vogel war falsch für diese Breitengrade: zu klein, zu prachtvoll gefiedert. Die Federn schienen von innen zu leuchten, als käme er aus einer anderen Wirklichkeit, als sei er durch einen Spalt ins Diesseits geraten. Noch nie hatte Yuval einen schillernderen Vogel gesehen.

Durch die Scheiben hindurch hörte Yuval, wie der Vogel zu zwitschern begann. Mit einem Mal legte sich der Wind, und sein frostiger Atem verebbte. Der Gesang des Vogels lockte sogar die Frühblüher aus der Erde.

Ganz sachte, als könnte der Moment zerspringen, stellte Yuval die Tasse ab und öffnete das Fenster. Ein betörender Duft von Frühling umfing ihn: süße Blüten, würzige Gräser und feuchtes Moos. Einen Wimpernschlag später breitete der Vogel die Flügel aus, durchquerte in weitem Bogen den Garten und landete hoch oben in der Krone der Blauopal-Magnolie – einer seltenen Magnolie mit stahlblauen Knospen, die nun Zweig um Zweig aufbrachen. Der Baum füllte sich mit Blüten, in einer einzigen Kaskade. Ein zarter Schimmer von Blau und Grün spannte sich über die Kelche,

als hätte sich das Morgengrau darin gesammelt. Yuval rieb sich die Augen, setzte die Brille wieder auf – doch das Bild blieb unverändert.

Erneut schwang sich der Vogel auf, näherte sich wieder dem Fenster, schlug heftig mit den Flügeln, als wolle er Yuval etwas mitteilen, und so unerwartet, wie er gekommen war, schwirrte er davon. Gleich darauf zogen die Blüten ihre Köpfe ein, und es wurde wieder Winter.

Yuval glaubte, geträumt zu haben. Er schaute aus dem Fenster, suchte nach einer Erklärung, die er nicht fand. Die Welt war unverändert – und doch war sie aus der Ordnung gefallen. Das, was dort draußen vor sich gegangen war, widersprach allem, was er bisher gekannt hatte.

Yuval rannte zur Tür, aber er sah gerade noch, wie sich der Vogel vom Sichtbaren löste, bis er nur noch eine Idee am Himmel war.

Der Tag jetzt weiß wie Papier. Yuval ließ den Blick über das Firmament wandern. Nichts. Er lauschte. Stille. Und dann, plötzlich, wie aus dem Weiß geschnitten, tauchte der Vogel wieder auf. Ähnlich einem Wölkchen leuchtenden Staubs ließ er sich vor dem Wald in einem Kirschbaum nieder. Aus den Zweigen sprossen Blüten wie Perlen. Wie Puderzucker rieselte ihr Duft auf die Erde hinab. Im selben Moment ergrünte die Wiese rund um den Baum.

Ob er es wollte oder nicht, die geheimnisvolle Atmosphäre bannte Yuval. Alles schien unwirklich, wie aus der Ferne eines Traums, und er fragte sich, ob dies der Moment war, in dem er begann, den Verstand zu verlieren. War die Grenze zwischen Wachsein und Träumen so dünn geworden, dass nun beides dieselbe Wirklichkeit teilte?

Etwas bewog Yuval, dem Vogel zu folgen. Noch ahnte er nicht, dass sich in der Stille jenes Augenblicks etwas verschob: unsichtbar, unnennbar, eine Wendung, die das Leben unmerklich auf einen anderen Kurs lenkte. Wie eine Falte, die sich in den Verlauf der Zeit legte. Es sollte einer jener Momente werden, deren Bedeutung man erst begriff, wenn sie längst hinter einem lagen.

Yuval eilte ins Haus zurück, die Kälte bereits in den Fingern. Er streifte den dicksten Pullover über, der greifbar war. Durch sein Hemd spürte er das grobe Garn auf der Haut. Die Füße schob er in die Stiefel, die schief am Kamin lehnten.

Dann griff er nach seinem Mantel, an dem dieser eigentümliche Geruch des Stillstands hing, des zu langen Verweilens, des Wartens, das zu einem Leben geworden war, in den nach und nach eingesetzten Flickern die Hoffnung, dass sich doch noch etwas ändern würde. Er schlüpfte hinein.

Schließlich stopfte er Kleidung zum Wechseln in einen Rucksack, einen Schlafsack, ein Stück Seife, eine Zahnbürste, Streichhölzer, eine Feldflasche, Brot, Wurst und Käse sowie ein paar Äpfel. Auch einen Stift und ein kleines Notizheft. Er schulterte den Rucksack und zurrte die Gurte fest.

Ein letztes Mal schritt er durch die Zimmer, löschte das Kaminfeuer mit einem Schürhaken und blies die Kerzen aus. Sein Smartphone ließ er auf dem Küchentisch liegen.

Beißende Kälte schlug ihm entgegen, als er hinaustrat. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss. Den Mantelkragen

hochgeschlagen, stieg er tastend die vereisten Stufen hinab. Der Frost knisterte unter seinen Sohlen, der Weg hart wie Glas. Vor ihm nichts als das Dunkel des Waldes.

Der Vogel saß noch immer zwischen den Zweigen und sang. Als Yuval sich dem Baum näherte, breitete er die Flügel aus und flog vom Ast. Auch diesmal rollten sich die Blätter des Baumes wieder ein, und die Blüten krochen zurück in ihre Knospen. Der Duft von Frühling lag noch einige Augenblicke auf der Schneedecke, bevor er verging. Yuval kniff die Augen zusammen. Wie war das möglich?

Der Vogel huschte zwischen Baumwipfeln hindurch und verschwand im Wald. Yuval beschleunigte den Schritt, den Blick nach dem Vogel greifend, als könnte das Sehen allein ihn festhalten.

Im Wald war es düster und klirrend kalt. Eiszapfen hingen wie Dornen von den Ästen, und die Schneedecke hatte den Waldboden so dick verpackt, dass Yuval bis über die Knöchel einsank. Immer wieder blitzte der Vogel auf, um gleich wieder zu verschwinden. Unermüdlich stapfte Yuval weiter. Seine Stiefel mahlten sich durch den tiefen Schnee. Die Kälte lag so dicht in der Luft, dass jeder Atemzug schmerzte.

Nachdem er dem Vogel eine ganze Weile ohne Rast gefolgt war, ließ sich das Geschöpf in der Ferne auf dem Giebel einer alten Holzhütte nieder. Mit einem Mal schmolz der Schnee vom Dach, und die Eiszapfen krachten zu Boden.

Als Yuval die Hütte erreichte, dampfte es aus der feuchten Erde rundum, und Krokusse öffneten sich. Doch nur

wenige Schritte entfernt herrschte noch immer tiefster Winter.

Die Hütte war alt: graues Holz, schiefe Balken. Sie schien sich nur noch aus eigenem Willen zu halten. Die beiden Fenster auf der Längsseite kaum breiter als ein Schulheft. Die Scheiben von Schlieren überzogen, Staub und Pollen klebten daran. In den Ecken getrocknetes Spinnenwerk wie Risse in einem gefrorenen See.

Yuval näherte sich, ganz vorsichtig, als ließe sich Zeit stören. Er trat an eines der Fenster, beugte sich vor, seine Stirn fast an der Scheibe. Mit der flachen Hand wischte er über das blinde Glas. Seine Finger hinterließen Spuren im staubigen Belag. Genug, um sehen zu können, doch nicht genug, um zu verstehen.

Ein Lichtfaden fiel durch das Dach in den Raum. Und eine Ahnung streifte ihn wie ein Luftzug. Was er sah, war nichts, woran er sich festhalten konnte, doch genug, um es nicht mehr loszulassen.

Unzählige Fäden hingen von der Decke herab. Sie schwankten kaum merklich in der Luft. Ganz oben, dort, wo jeder Faden in einen winzigen Haken eingehängt war, klebte ein kleines Portrait. Gesichter blickten von den Fotos: manche jung und glatt, andere von Falten durchzogen und gealtert. Auf einigen Bildern lächelten Kinder zurück, auf anderen blickten Säuglinge mit großen Augen in die Welt. Ein Hauch von Vergilbung hier, ein Verblässen der Farben dort, als würden die Fotografien altern, im Gleichklang mit den Menschen, deren Leben an diesen Fäden hing.

In der Stille lag etwas Gespanntes, Abwartendes. Als könnte man, würde man nur genau genug hinhören, das leise Ticken unzähliger Leben vernehmen.

Inmitten des Fadenregens stand ein Spinnrad. Eine Frau saß dahinter, die Hände an der Kurbel. Rechts neben ihr, auf Bugholzstühlen, zwei weitere Frauen in bodenlangen Kleidern. Alle drei hielten Fäden in den Händen, ließen sie durch die Finger fließen. Eine spann, eine maß ab, die dritte schnitt. Es erschien Yuval nicht wie Zwirn, eher wie Faden aus Licht.

Der Anblick der drei Frauen fesselte ihn so sehr, dass er die Stirn noch fester an die Scheibe presste. Bestimmten die

Hände dieser Frauen das Schicksal eines jeden Menschen?  
Waren sie die Verwalter von Anfang und Ende?

Aus dem Spinnrad lief ein silbernes Band, hauchdünn, wie Morgenlicht. Was spann diese Frau? Was entstand hier? Spann sie die Zeit? Lebensfäden? Mit jedem Drehen ein Anfang, eine Geschichte?

Die nächste Frau ließ den Faden durch die Finger gleiten, bis er die richtige Länge hatte. Sie tastete ihn ab, erspürte seine Stärke, seine Schwäche, seine Möglichkeiten. Maß diese Frau nur nach, was bereits feststand? Wie weit der Pfad eines Menschen reichte, wie viele Atemzüge ein Herz schlagen durfte, wie viele Sonnenaufgänge ein Paar Augen sehen konnte? War sie diejenige, die keiner Bitte und keinem Flehen nachgab, die Länge zu ändern?

Die Frau mit der Schere in der Hand schien über den Faden zu wachen, kein Bedauern zu kennen, keine Gnade – nur den Moment, in dem geschnitten werden musste. Ein Schnitt, ein letzter Hauch, und was einst war, wurde zu Erinnerung, zu Staub, zu einem Flüstern im Wind.

Lag zwischen den Fingern dieser Frauen die flüchtige Kostbarkeit des Lebens? Eine Frage führte zur nächsten: Lebten wir nicht auf einem schmalen Grat zwischen Sein und Nichtsein, zwischen dem ersten Spinnen und dem letzten Schnitt?

Plötzlich hielt die Frau am Spinnrad inne. Sie hob den Kopf, sah Yuval direkt an und winkte ihn herein. Einen Moment lang zögerte er. Dann stieß Yuval die Tür auf und trat ein.

Unmöglich: Was von außen bescheiden gewirkt hatte,

öffnete sich innen zu unerwartetem Raum. Eine Tiefe, die mit den Ausmaßen der kleinen Hütte nicht übereinstimmte, die es in einer Hütte dieser Größe gar nicht hätte geben dürfen. Die Wände waren so weit zurückgewichen, dass Yuval sie nicht mehr ausmachen konnte. Das Zimmer erschien endlos.

Behutsam, beinahe gehemmt, schob Yuval die Hände hinein in diesen dichten Fadenregen, als tauchte er in Wasser ein, bahnte sich einen Weg. Die Fäden glitten durch seine Finger, streiften seine Stirn, seine Wangen, die Lippen. Überall diese sanfte Berührung, dieses leichte Kitzeln. Wie Spinnweben, aber fester. Wie Luft, aber greifbarer. Hunderte, Tausende legten sich auf seine Schultern, wickelten sich um seine Arme, berührten seinen Nacken. Ein Kribbeln auf der Haut. Ein Flüstern, das kein Ton war. Yuvals Atem ließ die Fäden vor seinem Mund tanzen. Vor seiner Brust teilten sie sich, schoben sich links und rechts an ihm vorbei und schlossen sich wieder hinter ihm. Wie ein lebender Organismus wogte das Meer aus Fäden um ihn herum.

Yuval verstand: Hier hingen sie tatsächlich, die Geschichten der Menschen, die ungeschriebenen und die geschriebenen. Jeder Faden ein Leben. Gesponnenes Licht. Manche waren kaum sichtbar – flackernd, wie kurz vor dem Verschwinden. Andere leuchteten wie ein Neubeginn. Und er stand mittendrin, selbst ein Faden in diesem Geflecht aus Anfängen und Enden.

In der Nähe des Fensters stand ein Stuhl. Erschöpft ließ Yuval sich darauf fallen. Daneben ein Kamin, in dem ein Feuer brannte. Die Holzscheite verkohlt an den Rändern. Die Glut darunter tiefrot. In der Hütte war es so still, dass

er das langsame, gleichmäßige Nachgeben des Holzes in der vom Feuer aufsteigenden Wärme hörte. Ein leises Knistern.

Die Frau mit dem Maßband in der Hand griff nach einem der Fäden, die von der Decke hingen. Yuval musste das Foto am Anfang des Fadens nicht betrachten, um zu wissen, dass es seines war. Der Faden war dünn, aber nicht gerissen. Noch nicht.

Ja, manchmal hatte er das Gefühl, dass er an einem seidenen Faden hing und ihn nur die Hoffnung auf eine unerwartete Wendung seiner Geschichte weiter durchhalten ließ. Falsche Entscheidungen, Rückschläge und Enttäuschungen hatten an seinem Lebensfaden gezerrt, ihn ausgefranst, verknotet, an manchen Stellen fast durchgescheuert.

Mit bloßem Auge versuchte Yuval, die Länge seines Fadens abzumessen. Wie viele Jahre blieben ihm noch? War sein Faden länger oder kürzer als die anderen? Auch wenn es ihm nicht gelang, die ihm verbleibenden Jahre abzuschätzen, war Yuval schockiert darüber, wie zerfasert sein Faden war.

»Was ist aus mir geworden?«, fragte er in die Stille hinein.

»Du glaubst, du seist tot«, sagte die Frau mit dem Maßband, »aber vielleicht lebst du noch.« Sie ließ Yuvals Faden durch die Finger gleiten, stockte an einem der Knoten. »Vermutlich wäre deine Depression auch froh, dich endlich loszuwerden. Denk nach. Wenn du die Schlingen löst, die deine Träume binden, was dann? Noch warten sie auf dich. Noch verschwinden sie nicht. – Aber es ist Zeit.«

*Neu anfangen?  
Unwahrscheinlich.  
Aber nicht unmöglich.  
Nicht in der Biografie,  
in der Haltung.  
Ein Schnitt braucht keine Jugend.  
Nur Klarheit.  
Es gibt eine Form der Reue,  
die nicht lähmt,  
sondern richtet.  
Nicht rückwärts.  
Sondern aufrecht.  
Reue ist ein Kompass.  
Nur wer sie ignoriert, bleibt im Kreis.  
Was ist es, wofür es sich zu leben lohnt?*

Erst als die Frau am Spinnrad sich vom Stuhl erhob und auf ihn zutrat, tauchte Yuval aus seinen Gedanken auf. Wortlos ließ sie etwas in seine Hand gleiten. Zunächst wagte er nicht hinzusehen. Seine Finger umschlossen die kleine, kühle Form, ertasteten Unebenheiten, winzige Kerben. Dann öffnete er die Hand und blickte hinab: eine Nadel. Aus dunkler Bronze, matt im Licht, angegriffen vom Alter. Stumpf an der Spitze, als hätte sie sich durch mehr als Stoff gearbeitet: durch Zeit, durch Erinnerung vielleicht. Sie lag schwerer in seiner Hand, als ein Gegenstand dieser Größe es sollte, ganz so, als trüge sie das Gewicht von Entscheidungen, die nie getroffen worden waren.

Yuval hielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger, drehte sie, betrachtete sie genauer. Das Ohr fehlte. Keine Öffnung,

kein Durchlass. Nur glatte, geschlossene Fläche. Wie sollte man etwas fassen, halten, ordnen, wenn der Anfang eines Fadens nirgends zu greifen war?

Das Feuer im Kamin war schon eine Weile erloschen, als Yuval erwachte. Er rieb sich die Augen. Noch immer saß er auf dem Stuhl neben dem Fenster, doch die drei Frauen waren verschwunden. Und mit ihnen die Abermillion Lebensfäden der Menschheit.

Waren das Traumfetzen, oder war das alles wirklich passiert? Ein matter Schleier lag über seinen Gedanken. Doch da war etwas in seiner Hand. Fest umschlossen gegen seine Handfläche gedrückt. Yuval öffnete die Finger: die Bronzenadel ohne Ohr. Kein Faden würde hindurchpassen. Keine Naht entstehen. Kein Anfang. Auch kein Ende.

Er blickte lange auf das kleine Ding, das jetzt voller Wirklichkeit war. Betrachtete die Nadel wie etwas, das man nicht verstand, aber aufbewahren musste – als könnte es später, in einem anderen Licht, eine Antwort geben. Yuval schlug sein Notizbuch auf, suchte die letzte Seite und stach die Nadel in das Leder des Einbands. Nicht als Werkzeug, sondern als Frage.

Er wusste nicht, wie lange er schon hier war. Vielleicht, weil die Zeit in diesem Raum keine Richtung hatte, sondern nur rhythmisch pulsierte wie ein Herz. Schließlich erhob er sich, mit dem Buch in den Händen, und stieß die Tür der Holzhütte auf. Draußen der zähe dunkle Winter. Nein, nicht ganz. Da stand ein Baum in leuchtendem Grün: eine Waldkiefer, deren Nadeln die Finsternis durchstachen. Es war der einzige Baum weit und breit, der den Mantel aus

Schnee abgelegt hatte, und der Zaubervogel hockte in seiner Krone und zwitscherte.

Aus dem Waldboden krochen Schneerosen, zwängten sich durch die losen Tannennadeln. Die Knospen prüften die Luft. Die Blätter kräftig, dunkelgrün, mit einem glatten Glanz wie frisch geölt. Weiße, fast porzellanartige Blüten öffneten sich, schimmernd und glänzend wie Satin. Und in dem Moment, als sich der Vogel von der Kiefer aufschwang, barsten sie und fielen zu Boden.

Yuval hatte keine Ahnung, was all das zu bedeuten hatte. Er war keiner, der Muster in das zwang, was nur lose nebeneinanderstand. Kein Mensch, der aus Zufällen Kausalitäten spann oder in allen Ereignissen eine Bedeutung vermutete. Er war keiner, der Zusammenhänge erfand, der Verbindungslinien zwischen unverbundenen Ereignissen zeichnete. Er glaubte nicht an Botschaften, die sich als Geschehnisse tarnten. Und doch. Und doch erschien ihm das Auftauchen dieses Vogels und der drei Frauen nicht zufällig. Eher wie ein leises Echo aus einer anderen Wirklichkeit. Er spürte, dass er auf die Zeichen achten musste. Er durfte den Vogel nicht aus den Augen verlieren.

Noch einmal schlug er das Notizbuch auf, strich die erste Seite glatt und skizzierte mit ruhiger Hand den Weg von seinem Haus zur Hütte: eine Linie, zwei Punkte. Dann klappte er das Buch wieder zu, steckte es ein, schulterte den Rucksack und machte sich auf den Weg.

Wie von der Nacht vergessen hing ein Viertel Mond noch als silberne Sichel knapp über dem Horizont. Der Weg zum Vogel war gläsern vor Eis, eine Fläche so glatt, dass das Mondlicht darauf lag wie Wasser und erschien, als käme es

aus dem Boden selbst. Bis das gespiegelte Licht vor jener Kiefer, über der der Vogel flatterte, im geschmolzenen Eis versickerte.